

PROLOG

London, 1988

Ich kann mich nicht mehr erinnern, an welchem Tag genau wir unseren Pakt geschlossen haben, aber natürlich war es Jennys Idee. Von uns dreien neigte sie am ehesten dazu, sich für eine Sache zu begeistern oder zu etwas hinreißen zu lassen. Oliver nannte sie unseren ›Hitzkopf‹.

Wir saßen in unserem Stammcafé, die Babys schliefen neben uns in ihren Kinderwagen, da ließ Jenny plötzlich den Blick über die Nachbartische schweifen, als befürchtete sie heimliche Zuhörer, und flüsterte dann mit eindringlicher Stimme: »Wir sollten schwören, uns gegenseitig um unsere Mädchen zu kümmern. Ihr wisst schon ..., falls etwas Schreckliches passiert.«

Ich sah leicht schockiert von meinem Kaffee auf. ›Schreckliches‹ passierte doch nur anderen Leuten, oder? Leute, von denen man dann in der Zeitung liest? *Uns* würde doch sicher nichts geschehen. Mariel neben mir zog eine Augenbraue hoch. Ich beschloss erst ihre Antwort abzuwarten, bevor ich selbst den Mund aufmachte. Wenn Jenny unsere Aktivistin war, dann hatte Mariel die Rolle der gelassenen Realistin.

»Die Wahrscheinlichkeit, dass beide Elternteile gleichzeitig einem Krebsleiden erliegen, ist ziemlich gering«, meinte sie auch prompt ganz vernünftig. »Oder dass sie bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kommen, ohne dass ihr Kind im Sitz zwischen ihnen hockt. Glaub mir, Jen, hier wird niemand zum Waisenkind.«

Jenny verzog das Gesicht und schnappte sich eine Strähne ihres dicken rotgoldenen Haares. Sie besaß die Angewohnheit, Teile davon zu einem festen Zopf zu flechten, der ihr dann über die Schulter hing, bis er sich von selbst wieder auflöste. »Na dann eben auch, falls nur ein Elternteil sterben sollte.« Sie sah Mariel fest in die Augen. »Toby fliegt doch beruflich andauernd um die halbe Welt, oder? Jetzt gerade ist er im Fernen Osten, stimmt's?«

»Jen!« Nun war ich wirklich geschockt, aber Mariel lachte bloß. »Na, danke für diesen aufbauenden Gedanken. Ich werde meinem Gatten ausrichten, dass er seine Lebensversicherung aufstocken sollte.«

»Ich meine es ernst, Mariel. Solche Dinge passieren!«

Schweigend sahen wir uns alle drei an. »Na gut, ich bin dabei«, meinte ich schließlich. Am Gesichtsausdruck meiner Freundinnen konnte ich erkennen, dass meine plötzliche Ernsthaftigkeit sie überraschte. Keine Ahnung, welchen ›Part‹ ich in unserer Runde spielte, aber irgendwie hatte dieses Thema mich nun doch berührt und ich war nicht bereit, das zu ignorieren. Da Oliver nach wie vor bis spät in die Nacht arbeitete – und auch nicht gerade wenig trank –, gefiel mir die Vorstellung ganz und gar nicht, dass mir etwas zustoßen könnte und Emma damit einer Schar Nannys ausgeliefert wäre – überwacht von Olivers Mutter – oder, schlimmer noch, seiner Assistentin.

»Mariel?«, drängte Jen.

Mariel nickte, wobei die Seitenpartien ihres dunklen Bobs nach vorne über ihre Wangen fielen. »Natürlich bin ich dabei. Ihr wisst doch, dass ich für die Mädchen alles tun würde.«

»Dann haben wir einen Deal«, strahlte Jen. »Wir werden sie gemeinsam bis zur Uni begleiten, und wenn es das Letzte ist, was wir tun. Oxford, denke ich mal, nein, Harvard!«

Mariel gluckste bei dem Gedanken, doch ich konnte nicht

so schnell in Heiterkeit umschwenken. »Und außerdem werden sie auch immer füreinander da sein.«

»Vorausgesetzt, dass sie sich tatsächlich gut verstehen«, warf Mariel vorsichtig ein.

»Was redest du denn da? Natürlich werden sie das«, verkündete Jenny mit Bestimmtheit, und nun musste auch ich lächeln. Ich wusste genau, die anderen beiden dachten das Gleiche wie ich: Wenn unsere Töchter auch nur annähernd so gute Freundinnen werden würden wie wir, dann hätten sie extremes Glück. Sie wären dann dreimal so gut fürs Leben gewappnet, dreimal so gut beschützt.

Im Grunde alles mal drei.

KAPITEL I

London, Juli 1994

Als sie kamen, um ihre Kinder von der Party an Emmas sechstem Geburtstag abzuholen, fragten mich die Mütter, wo denn Oliver sei. Es war schließlich Freitagnachmittag, fast schon Wochenende, und Väter sind nun mal bei Kindergeburtstagen besonders gefragt.

So musste ich mir eine ganze Menge ungläubiger Kommentare anhören:

»Er ist nicht da? Was für eine Schande aber auch.«

Ja.

»Dann ist er bestimmt geschäftlich unterwegs, oder? Irgend-eine Reise, die er nicht verschieben konnte?«

Nein, bloß in seinem Büro in der Stadt.

»Und er konnte gar nicht weg? Nicht mal für ein paar Stündchen?«

Anscheinend nicht.

»Also wenn du mich fragst«, meinte Ruby Sherwoods Mutter Lesley, »für mich wäre das ein Grund zur Scheidung!« Erleichtert stellte ich fest, dass außer Ruby bereits alle Kinder abgeholt worden waren.

»Rachel, komm und trink einen Schluck«, rief mir Mariel von der Wohnzimmertür aus zu. Sie hatte vermutlich schon eine ganze Weile dort gestanden und nur auf den richtigen Moment gewartet, sich zu meiner Rettung einschalten zu können. »Die Mädchen sind völlig erschlagen, sieh nur!«

›Die Mädchen‹ – wir benutzten diesen Ausdruck auch, wenn Cats kleiner Bruder Jake mit von der Partie war – lümmelten nebeneinander auf dem Sofa, die Partykleidchen um sich herum aufgebauscht, die Füße ausgestreckt, so dass man die schmutzigen Fußsohlen ihrer hellen Strumpfhosen sehen konnte. Wie kleine Debütantinnen, die bei Morgengrauen schließlich ermattet in die Kissen sinken. Um sie herum lagen noch die Reste von Geschenkband und Girlanden, Teller mit Kuchenkrümeln und zerknüllten Servietten. Alle Augen waren gleichermaßen gebannt auf den Fernseher gerichtet. Disney. Dornröschen, wenn mich nicht alles täuschte.

Catherine, Daisy und Emma: unzertrennlich, genau wie wir gehofft hatten. Cat saß in der Mitte und hatte ihren Kopf an Daisys Schulter gelegt. Wieder einmal musste ich denken, dass Cats unterschiedliche Gesichtspartien abwechselnd ihren Eltern ähnlich sahen, wie bei diesem Kindermalspiel, wo man immer einen Körperteil malt und den Streifen dann nach hinten weg faltet, bevor man das Blatt an den nächsten Spieler weiterreicht. Am Schluss wird die endgültige Gestalt in ihrer ganzen Unstimmigkeit enthüllt. Das kräftige braune Haar war Tobys – knick –, die weit auseinanderstehenden, haselnussbraunen Augen und die kleine Nase Mariels – knick –, der entschlossene Mund und das energische Kinn wieder aus Tobys Familie – knick –, der schlanke Hals und die zarten Schlüsselbeine aus der von Mariel.

Daisy war eine andere Art Mischung, mit Jens herzförmigem Gesicht und dem offenen, vertrauensvollen Blick, gepaart mit Bobs schärferem Profil. Nur Emma schien die perfekte Miniaturausgabe eines einzigen Elternteils zu sein, doch ich wusste von Fotos von mir, dass ich selbst in Emmas Alter nicht halb so einnehmend hübsch gewesen war: große blaue Augen, die Iris wie ein leicht verschwommener Blütenkranz um die Pupille; Wangenknochen, die bereits jetzt von Fremden kom-

mentiert wurden; das Buttergelb ihrer Haare könnte kein Frisör je bei einem Erwachsenen imitieren. Das wird mal eine richtige Schönheit, sagten alle. Schwer zu beurteilen, antwortete ich, stets versucht, meinen Stolz zu verbergen. Im Grunde waren sie allesamt bereits kleine Schönheiten, diese drei hier, genau wie sämtliche anderen Wesen, die heute bei uns getanzt und gespielt hatten.

Ich folgte Mariel in die Küche, wo Jen die Reste des abgestandenen Sekts in unsere bereits benutzten Gläser füllte. »Lass das stehen, ich hol uns was Besseres zu trinken.«

Vorbei an einem Meer aus lilafarbenen Luftballons und dem schiefen Turm ungeöffneter Geschenke verschaffte ich mir Zugang zu Olivers Weinlager im Keller, dessen Temperatur und Feuchtigkeit ständig von einem kleinen, komplizierten Apparat an der Tür kontrolliert wurden, und griff wahllos zu. In der Küche fand ich in einem Regal hoch oben, außer Reichweite von Kinderhänden, die schlichten Kristallgläser.

»Mhmm, dieser Wein ist echt lecker.« Mariel machte es sich auf einem Küchenhocker bequem.

Jen grinste. »Heh, das ist nicht zufällig ein *edles Tröpfchen*, das Oliver für Emmas einundzwanzigsten Geburtstag reserviert hat, oder?« Sie ahmte Olivers sonoren und ein wenig theatralischen Tonfall nach, woraufhin Mariel und ich kicherten. Nur meine Mutter, die an der Spülmaschine herumwerkelt, zeigte keine Reaktion. Ich warf ihr einen Blick zu, der hoffentlich signalisierte, dass diese Art der Spöttelei bloß spaßig gemeint war und ganz gewiss nichts mit mangelnder Loyalität zu tun hatte.

»Sind Sie sicher, dass Sie sich nicht zu uns gesellen mögen, Alysa?«, erkundigte Jen sich bei meiner Mutter. Sie hasste es, jemanden auszuschließen. Im Lauf des Nachmittags hatte ich zufällig mitgehört, dass sie Mum fragte, wie denn Kindergeburtstage in Griechenland gefeiert wurden. Da war mir selbst

erst wieder bewusst geworden, dass Mum in Emmas Alter ja noch an ihrem Geburtsort, auf der Insel Santorin, gelebt hatte. Bestimmt hatte Jen Geschichten über Festgelage, zerschmetterte Teller und Tänze im großen Kreis erwartet, doch Mum sprach nicht gerne über ihr Heimatland – außer um uns zu warnen, dass es ›verflucht‹ sei –, und die herzensgute Jen hatte ihre lieb gemeinten Bemühungen um sie schließlich einstellen müssen.

»Mami, wir haben Durst, wir brauchen Saft ...«

»Ah, das Geburtstagskind!« Emma schlang ihre Ärmchen um mich, wobei sie ihren Kopf in meine Rippen bohrte, bis ich mich neben sie kniete, um sie in den Arm zu nehmen und meine Nase in ihrem wunderbaren Haar zu vergraben, das nach einer Mischung aus Zitronen und Karamell duftete. Wie so oft fragte ich mich, wann die Zärtlichkeiten wohl ausbleiben und durch Schmollen ersetzt würden, weil sie einen Fernseher in ihrem Zimmer oder mehr Geld für Klamotten wollte.

Sechs. War sie immer noch mein kleines Mädchen oder schon eine Große? Sie selbst war es gewesen, die den heutigen Tag zu einem solchen Meilenstein deklariert hatte. Seit sie sprechen konnte, sagte sie Dinge wie: ›Wenn ich mal sechs bin‹, ›Ich wäre gerne schon sechs‹ oder ›Sechs ist die beste Zahl überhaupt‹. Sie dachte nicht etwa, dass das Leben erst mit sechs begann, so wie viele ältere Mädchen sechzehn als entscheidendes Alter betrachteten. Eine solche Logik lag ihr noch fern. Es schien eher so, als sei sechs für sie der Gipfel all dessen, was es zu erreichen galt.

Nun entzog sie sich meiner Umarmung und schmiegte sich an meine Mutter. »Komm und sieh dir den Film mit uns an, Oma.«

Alysa ergriff ihre ausgestreckte Hand. »Gerne, mein Schatz.«

Wie immer freute es mich zu sehen, wie nahe sich die beiden standen. Außerdem war ich dankbar darüber, dass mein

eigenes Verhältnis zu meiner Mutter davon profitiert hatte. Ein kleines Wunder in Anbetracht des Schweigens, das vor acht Jahren zwischen uns herrschte, als mein Vater gestorben war und wir uns beinahe gegenseitig aufgegeben hätten. (Zumindest hatte ich sie aufgegeben. Seit es Emma gab, war mir jedoch klar geworden, dass dies umgekehrt für meine Mutter nie in Frage gekommen wäre.) Wahrscheinlich handelte es sich lediglich um eine Art Schachmatt, und wenn jemand festgefahrene Positionen zwischen zwei Erwachsenen auflösen konnte, dann war es ein Kind.

Ich setzte mich ebenfalls ein paar Minuten mit ins Wohnzimmer, denn ich wusste, dass Mum uns gerne beide neben sich hatte, eine auf jeder Seite, so wie sie einst von Ehemann und Kind flankiert wurde. Während des Großteils ihrer eigenen Kindheit hatte sie ihre Eltern für sich gehabt, und so fühlte sie sich in einer Dreierkonstellation sehr wohl.

Ihr zwei seid alles, was ich habe ... Sie sprach es nicht laut aus, doch ich wusste, was sie dachte.

Ja, glücklich zu dritt, aber gleichzeitig auch der Risiken gewahr, die diese Dreisamkeit barg.